

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Beiblatt zur Saale-Zeitung.

No. 4.

Halle a. d. S., Sonntag 27. Januar.

1889.

Inhalt: Bozena. Eine ungarische Erzählung von Karoline Deutsch. (Fortf.) — Drei alte Jungfern. Roman von Delfes Stern. (Fortf.) — Land- und Hauswirtschaft: Maltoje und Dextroje. Von Dr. B. Degener. Die Konfervierung der Schildwäcker. — Schach. — Räthsel. — Feuilleton: Mannichsalziges: Liebe und Liebesleben in der Thierwelt. Literatur und Kunst.

Der Nachdruck aller Original-Artikel ist untersagt.

Bozena.

Eine ungarische Erzählung von Karoline Deutsch.

(Fortsetzung.)

Als Stefan dann auf den Tanzplatz zurückkehrte, betrachteten ihn die meisten mit Schen; es war offenbar, er hatte die Leute vor den Kopf gestoßen. Ein Bursche gab mit Worten ihren Gefühlen Ausdruck, indem er sagte:

„Das konnt' keiner ahnen, Stefan, daß grad' du diese Person in Schutz nehmen würdest —“

„Ihr stellt euch ein schlechtes Zeugniß aus, indem ihr euch derart über mich wundert.“ versetzte der junge Mann mit dem alten ruhigen Ausdruck. „Das Gericht hat Frevler und Verbrecher zu strafen, und — es hat auch gestraft. . . Der Einzelne hat kein Recht an dem Leben, der Gesundheit eines anderen Menschen. Ihr hättet sie in Frieden gehen heißen sollen, sie aber nicht mißhandeln und treten, wie einen Hund, das ist roh, das ist unmenschlich.“

Stefan hatte alle Lust zum Tanzen verloren und entfernte sich auch bald darauf mit Hanka.

Ein Stück des Weges legten sie im tiefsten Schweigen zurück. Stefan wußte, daß Hanka über ihn empört war und daß sie mit ihrer Meinung nicht zurückhalten werde. Diese blieb auch nicht aus.

„Nein, man muß sich schämen!“ begann sie endlich. Ein tiefer Groll lag in ihrer Stimme und sie streifte ihn mit einem fast geringschätzigen Ausdruck. „Ich hätt's auch nicht für möglich gehalten, wenn ich's nit mit eigenen Augen gesehen hätte . . .“

„So bist du wie die andern und es hat dich nicht gestört, daß man einen Menschen . . . ein Weib, vielleicht zu Tode mißhandelte.“ antwortete der junge Mann und obwohl er sich zur Ruhe zwang, so lag doch ein Zug von Empörung auf seinem Gesichte.

„Dir ihr's am wenigsten zugekommen, den Helfer zu spielen.“ versetzte sie höhniß. „Und was mich betrifft, so hätte ich keinen Finger gerührt und wenn's ihr . . . am schlimmsten ergangen wär.“

Stefan sah sie an. Wie frisch und rosig war dies Gesicht! wie eine ausgegangene Apfelflüthe . . . wie glänzend die braunen Augen! wie zart und verlockend die Glühchen in den vollen, runden Wangen! . . . und doch, und doch! . . . statt ihr näher zu kommen, fühlte er, wie er sich innerlich von ihr entfernte . . . Er wußte, daß sein Vater Kenntniß von dem Vorgang erhalten würde und mit Entstellungen vielleicht, so theilte er ihm den Sachverhalt mit. Gabor Semany schüttelte mißbilligend den grauen Kopf und sagte mit ernstem Ausdruck:

„Das ist mir nicht lieb, das wird den Leuten Stoff zum Reden und sich Verwundern geben.“

„An so etwas müssen sie schon gewöhnt sein, Vater. Der ist es weniger, was Ihr an den alten Matuschek's gethan habt?“

„Das ist was anderes, das waren die Eltern, die nichts dafür konnten, nicht — die Person selber. Und dann, was ich, der alte Mann thue, sieht man mit ganz anderen Augen an, als was du — der Jüngere. Hüte dich vor dem, Stefan, was die Leute nicht mehr begreifen.“

„Vater,“ sagte der junge Mann noch an demselben Abend, als sie wie gewöhnlich eine Stunde vor Schlafengehen noch beisammen saßen, „einen klaren Einblick in jene unglückliche Geschichte habe ich eigentlich nie gehabt. Kurz vor der Hochzeit kam ein Brief von Euch, der Mariel sei auf eine schreckliche Weise ums Leben gekommen, durch eine Frauensperson, durch — jene Bozena Matuschek . . . Die Nachricht wirkte niederschmetternd auf mich, aber ich konnte keinen Urlaub bekommen, weil ich erstens noch nicht lange genug diente und weil auch überall große Kriegsstimmung herrschte. Ich bat und beschwor um nähere Berichte; aber eine ausführliche rechte Antwort ist mir niemals geworden. Dann waren Eure Briefe, wenn sie sich auf diesen Gegenstand bezogen, so aufgeregt, solch ungeheuren Kummer's voll, daß ich aus Schonung für Euch mit

Mannichsalziges.

Liebe und Liebesleben in der Thierwelt.

Professor D' Ludwig Büchner hat in Leipzig unter vorstehendem Titel ein Buch erscheinen lassen, in welchem merkwürdige Fälle aus dem Geistesleben der Thiere in Fülle erzählt werden. Wir greifen aus dem Kapitel „Liebe zum Menschen“ einige Beispiele heraus: Die für dumm beschriebene Gans liebt bisweilen den Menschen mit aller Kraft, deren ihre gänssiche Seele fähig ist. Komisch wirkt die berühmte Geschichte von der „Regimentsgans“ des Schwabenlandes, über welche dem Verfasser Herr v. Lipp, Oberst im kgl. württembergischen Ehren-Invalidencorps, der selbst zum Theil Augenzeuge der merkwürdigen Vorfälle war und die erzählten Thatachen „verbürgt“ erklärt, aus Stuttgart unter dem 19. Febr. 1876 eingehend berichtet hat. Der Ruhm dieses Thieres ist bekanntlich weit über Schwabens Gane gedungen und hat manche Feder in Prosa und sogar in Verse in Bewegung gesetzt. Im Frühling 1833 erblickte die Geseisheit in Ehlingen in einem Bäckerhause das Licht der Welt und wurde mit ihren Gepielinnen täglich an den Neckar getrieben. Aber bald fühlte sie, daß sie zu etwas Höherem geboren oder berufen sei, und geistete sich der Schildwache bei, welche die in der Nähe des Bäckerhauses gelegene Reiterkaserne bewachte, indem sie ihr mit freudigem Geschnatter auf Schritt und Tritt nachfolgte. Vertreibungsversuche blieben

wirkungslos, und als der Wachposten infolge häßlicher Veränderungen von außen in das Innere des Kasernenhofes verlegt wurde, flog die Gans über das geschlossene Hofthor und geistete sich auch hier mit freudigem Geschnatter der Schildwache bei. Dem sie suchenden und entzückenden Bäckerjungen entwiickte sie, wenn irgend möglich, um an ihren Lieblingsplatz zurückzukehren, bis ein Offizier des Regiments die Gans kaufte und ihr eine kleine Wohnung neben dem Schilderhaus anwies. Zugleich wurde sie von nun an als „Regimentsgans“ installiert und nahm vollständig militärische Haltung an. Personen im Civilanzug durften sich nicht allzulehr nähern, ohne heftig angegriffen zu werden, und selbst der Oberst mußte sich bescheiden in den Stiefel zwickeln lassen, wenn sie vermeinte, daß er der Schildwache zu nahe gekommen sei. Die postenstehenden Soldaten selbst lobten diese Treue mit Schutz und Gegenliebe, und zwar umsomehr, als die Gans die Annäherung der Munden und Patrouillen stets so früh anzeigte, daß der Posten nie übertraicht werden konnte.

Bei einem Garnisonwechsel des Regiments von Ehlingen nach Ludwigsburg wurde die „Regimentsgans“ nicht vergessen, und sie setzte ihren Dienst am neuen Platze in derselben Weise fort.

Als im Jahre 1846 das Regiment zu den großen Kriegszügen ausmarchirte, mußte die Regimentsgans zu ihrer großen Verthilbiß zurückbleiben und suchte sich zum Eriaz die benachbarten Schildwachen am Arsenal und an der Post aus. Hunderte von Zeugen sahen, wie das Thier gerade an der Post Schildwache

der Zeit den Gegenstand ganz fallen ließ. Krieg brach auch aus, wenn auch nicht der große erwartete, sondern der bösnische Feldzug, und da ich nach demselben mit meiner Compagnie an den Grenzen jenes Landes blieb, so war's überhaupt mit dem Nachhausekommen aus. Ihr schreibt mir einmal, Vater, es wäre in einem Streit geschehen. Wie war das möglich? Marek war ein großer, ungenöhnlich starker Mensch, wie konnte er gegen ein Weib unterliegen?"

"Sind wir nicht stärker als das Insekt, das uns tödlich sticht, als der Fiesel, der vom Dach fällt und uns den Schädel zerschmettert? . . . Wem's bestimmt ist, den kann eine Fliege niederstrecken."

Gabor's Antlitz trug in diesem Augenblick wieder jenen düstern Ausdruck und die Brauen waren so tief herabgezogen, daß sie fast die Augen verdeckten.

"Biel mehr, als ich dir damals schrieb, ist nicht zu erzählen," begann er dann in einer kurzen, seitlich abgebrochenen Weise. "Ein Streit war die Ursache, ein ganz einder . . . im gewöhnlichen Lauf nicht der Rede werth, zu erwähnen, wenn's aber ein Unglück geben soll, dem Feuerbrand gleich, der eine Stadt vernichtet. — Auf dem Felde war's gewesen und der Marek traf sie mit einem Bündel Heu auf dem Rücken. Und weil ihr kleiner Aker an unsere Wiesen stößt, beschuldigte er sie, das Heu von dort geholt zu haben und nahm ihr Bündel und Kopftuch fort. Sie ergriß dagegen die Sense, die er auf den Boden niedergelegt hatte und lief mit ihr nach Hause."

"Als er mir's erzählte, schalt ich ihn aus. Es waren arme und franke Leute, das Mädchen hatte oft in der Mühle im Tagelohn gearbeitet, auf ein paar Hände voll Heu kam's mir an, selbst wenn's von unseren Weisen war. Er aber in einer unbegreiflichen Verbissenheit ging, ohne mir ein Wort zu sagen, abends nochmals zu ihr, er ging . . . um — niemals wiederzukehren . . ." Er hielt hier inne, seine Stimme war von innerer Erregung ganz heiser, fast unverständlich geworden.

"Was weiter vorgegangen ist, weiß ich eigentlich nicht. Nach ihrer Aussage war's so: Sie wollte die Sense nicht hergeben, bis sie ihr Bündel und Kopftuch hatte. Er rang mit ihr und sie erbisteten sich immer mehr und weil sie — im Unterliegen war, stach sie mit der Sense nach ihm . . . Sie traf die Schläfe und er war augenblicklich todt."

Vor Gericht sagte sie aus, sie wär' in großem Zorn gewesen, weil er ihr unrecht gethan und sie hätte nicht gewußt, wie und wo sie gestochen . . . Man glaubte es ihr und weil sie auch noch jung war, bekam sie nur acht Jahre Zuchthaus. Und wie ich dir schon erzählt hab', ist ihr noch später mehr als die Hälfte der Gefängnißstrafe erlassen worden. Die Rettung des Kindes im Gefängniß fiel mit der Amnestie zusammen, die anlässlich der Geburt eines Enkelkinds am Kaiserhofe für einzelne Gefangene in den Strafhäusern bewilligt worden war, und sie befand sich unter den Begnadigten. So, das ist alles . . . mehr weiß ich auch nicht."

Stefan beruete es fast, daß er den Vater zu dem Bericht veranlaßt, so sehr es ihn auch, besonders nach dem heutigen

stand, als sich die Trompetermusik des zurückkehrenden Regiments in den Straßen hören ließ und wie dasselbe sofort in die freudigste Aufregung gereth.

Die Gans eilte dem Regiment mehrere hundert Schritte weit im Fluge entgegen, schnatterte mit vorgestrecktem Hals ihren freudlichsten Willkommen und marschirte nun vor der Trompetermusik erhobenen Hauptes und stolzen Schrittes emher bis in die Kaserne.

Von nun an wurden die beiden anderen Posten keines Besuchs mehr gewürdigt und die alte Kameradschaft mit dem Reiterposten nahm ihren Fortgang.

Wurden die Pferde aus dem Stalle geführt, so ipazierte die Gans mitten unter ihnen emher, ohne je eine Beschädigung zu erleiden.

In ihrem sechzehnten Lebensjahre machte sie den zweiten Garnisonwechsel von Ludwigslung nach Alm mit und hielt hier gerade so wacker bei ihrer Schildwache aus wie dort.

Es wird wohl wenige Bewohner Alms geben, die nicht damals zur Zeughauskaserne gewandert sind, um die berühmte Gans zu sehen; namentlich die liebe Schuljugend führte regelmäßige Besuche aus. Gegen alle anderen Gänse, welche ihre Freundschaft nicht verhielt sich die Regimentsgans abwehrend. Endlich, im Januar 1853, beichloß sie, nachdem die Schwächen des Alters je beichlichen hatten, ihre rubmvolle Laufbahn, indem sie wie ein echter Soldat auf ihrem Posten starb, noch bevor sie das zwanzigste Lebensjahr

Vorfalle, gedrängt hatte, näheres zu erfahren . . . So gebeugt und gealtert war ihm sein Vater noch nie erschienen.

Und wie schwer ihm die Erzählung angekommen war! . . . als wenn ihm jedes einzelne Wort mit eisernen Fingern aus der Brust gerissen worden wäre . . . Ja, er war ins innerste Mark getroffen worden, der alte Mann!

IV.

Es war eine gar armselige Hütte, worin Bozema Matuschek wohnte. Ein Zimmer, eine kleine Küche, ein noch kleinerer Verschlag, das war alles! Das Hänschen lag oberhalb des Ortes, grad der Semantischen Mühle gegenüber, und stand, von den anderen Gebäuden durch einen freien Raum geschieden, ein wenig nach hinten gerückt, als sei es gebannt und ausgestoßen aus der Gemeinschaft aller. Es lag aber wiederum so friedlich zwischen Bäumen gebettet, die weißen Mauern von üppigem Rankengewächs umkleidet; die kleinen Fenster bligten so kristallhell im warmen Sonnenschein des Tages, daß es wieder ansah, als verberge sich dort ein stilles Glück vor den Augen der Menschen.

Eben so sauber und ärmlich war das Innere der Hütte. Man merkte, daß fleißige Hände bemüht waren, die nackte, höhlängliche Häßlichkeit der Noth und des Glends zu verdecken. Eine Bank, die um den Ofen lief, ein wurmfürchtiger Tisch und ein Stuhl, das war alles. Kein Krug, kein Teller an den Wänden, nur ein kleiner, halbkugliger Spiegel zwischen den Fenstern und bei der Thür ein kleiner Weiskessel, wie es in faholischen Wohnungen üblich. Aber auf den Fensterbrettern wucherte üppig, statt in Töpfen in zwei länglichen Kistchen, hellgrünes Rankengewächs und dazwischen einige schön erblühte Geranien. Am obersten Ende der kleinen Stube befand sich ein Bett, über dem ein roh gezimmertes, aber ebenfalls voy Ranken umzogenes Kreuzifix angebracht war, und auf dem Lager befand sich ein Weib, in dessen fahlem, völlig abgekehrtem Gesichte nur noch die Augen zu leben schienen, jauste, braune, ergebungsvolle Augen, die mehr noch und ergreifender als die abgekehrten Züge von langem Glend sprachen.

Eine Zeit lang war es stille in der kleinen Stube. Das Weib schloß die Augen wie zum Schlafe und man hörte nur ihren leisen, beschwerten Athem und als Gegenjaz das helle Schwirren der ribellen draußen vor dem geöffneten Fenster. Dann unterbrach plötzlich ein heftiger Hustenanfall der Kranken das tiefe Schweigen. Bei den ersten Lauten schon eilte die Tochter aus der Küche, wo sie beschäftigt war, herein, hob mit starken Armen die Leidende auf und lehnte ihr Haupt an ihre Brust, während sie ihr mit einem Tuche, das auf dem Bette lag, die schweren kalten Schweißtropfen von der Stirn wischte. Es lag eine unendlich zarte Bewegung in dem Tun der großen, kräftigen Gestalt, und eine ebensolche tiefe schmerzliche Sorge und Theilnahme in ihren Zügen und in den großen grauen Augen.

Der Anfall dauerte nicht lange, aber war sehr stark gewesen und hatte die Frau vollständig erschöpft. Das Mädchen bettete sie sorgsam in die Kissen zurück, holte ein Fläschchen Wein,

vollendet hatte. Ganz Alm vernahm die Trauerkunde mit Theilnahme und das Regiment bewahrt ihr ein treues Andenken.

Daß Gänse auch aus Liebe zu ihrem Herrn sterben können, zeigt folgende von dem „Journal de Charleroi“ erzählte und als wahr verbürgte Geschichte. (Zoolog. Garten, 1864, S. 307.) Ein Wächter in der Nähe von Lüttich widmete einer aus seinem Hühnerhofe befindlichen großen Gans besondere Aufmerksamkeit und brachte ihr täglich selbst das für sie bestimmte Futter, ein Aß, der von dem Thiere regelmäßig mit Flügelchlägen und Freudengeknatter begrüßt wurde. Plötzlich erkrankte der Wächter und starb. Die arme Gans, die den freundlichen Herrn schmerzlich vermisse, verichanzte sich auf einem Düngerhaufen, verschmähte jede Nahrung und starb nach zwei Tagen den Hungertod.

Alles bis jetzt Gehörte steht indessen weit zurück im Vergleich mit derjenigen Treue, Liebe und Anhänglichkeit, welche das Haushthier par excellence, der Hund, für den Menschen an den Tag legt. Seine Liebe dauert weit über das Grab hinaus, und der Seelenschmerz, den er beim Verlust geliebter Personen empfindet, kann kaum geringer sein, als derjenige von Menschen, welche sich im gleichen Falle befinden. Verfasser ist im Besitze einer ganzen Reihe von Mittheilungen, welche außer Zweifel stellen, daß Hunde auf dem Grabe ihrer Herren verweilten, dasselbe öfter besuchten oder gar auf demselben vor Kummer starben, während andere wieder ihre verunglückten Herren oder deren Leidname nicht eher verließen, als bis man beide aufgefunden hatte oder

das hinter dem Ofengefäße stand, goß einen Köffel voll und flöste ihn der Kranken ein.

Eine Zeit lang herrschte wieder tiefes Schweigen, dann sagte die Frau mit sehr schwacher Stimme: „Ich . . . ich danke dir, Bozena! . . . So ein Tropfen Wein ist gut, und deine Hand doch ganz anders als . . . als die einer Aufwärtlerin.“

„Nicht sprechen, Mutter!“ gebot die Tochter mit ernstem Ton, dann fuhr sie ihr einmal wie lieblosend über die bleiche, abgekehrte Hand, stellte das Fläschchen Wein auf seinen alten Platz und trat zum Fenster, wo auf dem Stuhle eine angefangene Stickerei lag.

Kaum ein Blick durch das geöffnete Fenster streifte die Umgebung da draußen, die im sanftesten und erquickendsten Frieden eines hellen Vormorgens vor ihr ausgebreitet lag. Der kleine, kaum aus fünf Beeten bestehende, aber sauber gehaltene Gemüsegarten, der weitere reich mit Baum- und Strauchwerk besetzte Raum, der sich an die Gemeinewiese schloß, die in weiter Ausdehnung ein kleiner Bach begrenzte, der unterhalb des Ortes sich mit dem Strome vereinigte, und in noch weiterer, fast halbständiger Entfernung der Mühlberg, von dem die Semany'sche Mühle so stolz herabblühte und hinter ihr der mächtige Hochwald und der aufsteigende vielgliederige Gebirgsfamm.

Sie hatte kaum einen Blick dafür. Sie nahm ihre Strickarbeit auf und unbehörlich slog die Nadel auf und nieder. Und als sie so dasaß, die dunkeln, ungewöhnlich langen Wimpern gesenkt, milberte es in etwas die bittere, starre, wenn auch kräftige Schönheit dieses Antlitzes.

„Ich . . . hab' dir wohl Sonntag große Angst gemacht, daß . . . daß du den Doktor geholt hast, Bozena,“ begann leise die Stimme vom Bette her wieder.

„Ich hab' gedacht, es sei aus mit Euch, Mutter!“

„Dir ist aber an jenem Tag auch was zugestoßen,“ sprach die Leidende weiter. „Ich seh' hell . . . heller als jeder andere,“ ein eigenthümlicher Ausdruck lag in den letzten Worten.

„Du bist verändert . . . was war es, Kind?“

„Was immer, Mutter! Man hat mich geschlagen, mit Roth beworfen, mit Füßen getreten wie einen Hund und — das ist doch nichts Neues.“ Kurz abgebrochen kamen die Worte über die Lippen des Mädchens und das Antlitz trug einen finstern, haßerfüllten Ausdruck.

„Und doch ist etwas Neues hinzugekommen, Mutter!“, fügte sie nach einer Pause und mit leiserer Stimme hinzu. „Es ist jemand hinzugekommen, der sich meiner angenommen, der mich geschützt hat und das war . . . der heimgekehrte Sohn jenes Mannes vom Mühlberge dort.“

Und wieder war es todtensill im Zimmer. Draußen rauschte leise der Morgenwind und die Vögel schwirren zwitschernd an den offenen Fenstern vorbei, sonst war kein Laut zu hören.

Wieder war es die Kranke, die das Wort nahm, aber mit noch leiserer und schwächerer Stimme, als strenge sie das Sprechen an und in den sanften, braunen, ergebungsvollen Augen lag in diesem Moment ein Ausdruck fast von Seelenqual, als sie auf das entstellte Antlitz ihrer Tochter blickte.

bis sie durch ihre Klagen und ihr Benehmen Hilfe herbeigerufen hatten.

Wer kennt nicht die alte und berühmte Geschichte des Hundes des Aubry von Montdidier, eines tapferen Offiziers unter Karl dem Fünften von Frankreich, dessen Hund Montargis ihn einmal vom Wassertode rettete und wärte, als er, durch das Geböhl von Bandy reitend, von seinem Gegner Macaire muthwillig ermordet wurde, den Leichnam aufsuchte und tagelang bei demselben Wache hielt.

Endlich schleppte er sich, ganz abgemagert, zu dem treuesten Freund seines Herrn und führte ihn in den Wald. Als einige Zeit darnach der Hund dem Muthwilligen in einer Straße von Paris begegnet und denselben wüthend anfällt, wendet sich der Verdacht des an Aubry begangenen Mordes auf letzteren, welcher nun zur Ermittlung der Wahrheit und nach der Sitte der damaligen Zeit auf Befehl des Königs einen Zweikampf mit dem Hund befehlen muß. Der Hund blieb Sieger. — Macaire gesteht und erleidet den Tod durch Hentershand.

Nicht minder berühmt ist ein von Napoleon I. erlebter Vorfall, dessen Beschreibung derselbe auf St. Helena erzählte oder niederschrieb in Worten, welche zeigen, daß auch das Herz des großen Eroberers edlen Empfindungen und weichen Gefühlen nicht unzugänglich war. Als derselbe nach der Schlacht von Castiglione, welche er am 5. August 1796 gegen die Oesterreicher unter Bismarck gewonnen hatte, nachts über das Schlachtfeld rit,

„Bozena . . . Kind . . . ich fühle, daß — meine Zeit nur noch kurz hier auf Erden ist und . . . ich kann nicht sterben, ohne das Geheimniß zu kennen, das — deine Lippen verschließen. Mein Herz hat mir immer gesagt, daß du mit schuldig seist, mit so schuldig, wie die Welt sagt, wie du gebüßt hast. Und du hast es ja selber in deinem großen Schmerz ausgerufen, als du, von jenem schrecklichen Ort zurückgekehrt bist und jammern und händeringend vor dem leeren, verlassenen Bette deines Vaters lagst — Bozena, Bozena, soll auch ich von hinnen gehen, ohne zu wissen, was in jener schrecklichen Nacht passiert ist?“

„Ich kann nicht, Mutter, — ich kann nicht! —“ kam es tonlos und in höchster Seelenqual von den Lippen des Mädchens. „Ich kann nicht, quält mich nicht unnütz!“

„Wie, du hast das Wort — das — das deine Schuld vermindert und du rufst es mit in die Straßen hinaus — in die Häuser hinein?! — Zeitlebens willst du diesen Schandfleck tragen, willst gemieden, geächtet, mit Füßen getreten werden?! Und du bist noch keine dreißig Jahre alt und — das Leben liegt noch so weit vor dir — so weit! — Gott, o Gott, Bozena!“ — Sie kam nicht weiter, ein starker Hustenanfall unterbrach ihre Worte und große Blutstropfen zeigten sich auf ihren Lippen.

Entsetzt eilte das Mädchen hinzu, hob sie auf und lehnte sie wieder an ihre Brust und mit starren, angstvollen Blicken wischte sie ihr die dunkeln Tropfen vom Munde.

In diesem Augenblicke erklangen draußen feste Schritte, die Thüre wurde mit einem kurzen, raschen Griff geöffnet und jemand trat über die Schwelle. Es war dies ein ältlicher Herr mit raschen, jugendlichen Bewegungen, unterseht und nicht über Mittelhöhe hinaus. Graues, starrendes Haar umgab ein unehönes, blatternarbiges, fast rauhes Gesicht, das aber dunkle, glänzende Augen wunderbar belebten.

Er warf einen Blick auf das angstverfüllte Antlitz des Mädchens, auf das todtblasse, jetzt völlig regungslose in ihren Armen und war mit drei Schritten an dem Bette. Er fühlte den Puls, legte das Ohr an die Brust, dann nahm er vorsichtig der Tochter die regungslose Last aus den Armen und legte sie wieder in die Kissen zurück.

„Beruhige dich, es ist nicht der Tod, es ist nur eine schwere Ohnmacht,“ jagte Doktor Kawadny. „Hast du noch Wein oder Essig im Hause?“

Sie brachte beides.

Der Doktor rieb der Bewußtlosen den Puls, die Schläfen und die Herzgegend mit dem letzteren ein, dann träufelte er ihr Wein auf die Lippen, und als sie nach einiger Zeit eine leise Bewegung machte, goß er einen Köffel voll und flöste ihr ihn langsam ein.

„Sie wird sich schon langsam erholen, es läßt sich jetzt nichts weiter dabei thun,“ jagte er dann. Er trat an den Tisch, hielt die Flasche prüfend gegen das Licht des Fensters, dann nahm er einen Tropfen des Inhalts auf die Zunge.

„Der Wein ist zu schwach, es ist nicht der, den ich ver-
schrieben habe,“ jagte er.

begegnete ihm etwas, das er folgendermaßen beschreibt: Eine tiefe Stille herrichte rings umher; beim hellen Schein des Mondes erblickten wir einen Hund, der, als er uns witterte, unter den Kleidern eines erschlagenen Mannes hervorstürzte, grimmig auf uns ansprang und dann heulend und wüthend umkehrte. Das Gesicht seines getödteten Herrn leckte und mit neuer Wuth gegen uns ansprang. Dieses arme Thier jchien zugleich Hilfe und Mache zu fordern. Schreibe man es der augenblicklichen Stimmung, dem Orte, der Stunde oder Handlung zu, so viel ist gewiß, daß nie eines meiner Schlachtfelder einen ähnlichen Eindruck auf mich machte. Dieser Mann, dachte ich bei mir selbst, hat vielleicht Freunde und liegt hier von allen verlassen, nur nicht von seinem Hund! Welche Lehre giebt uns die Natur durch dieses Thier und wie tief liegt das Geheimniß der menschlichen Empfindung!

Literatur und Kunst.

M. Verikon für Theologie und Kirchenweisen von Dr. H. Holtzmann und Dr. H. Köpffel, ord. Prof. an der Universität Straßburg. Lieferung I. Preis 1 M. 1888. Braunschweig. C. A. Schwetschke & Sohn. Die große Verbreitung und allgemeine Anerkennung, welche die 1882 ausgegangene erste Auflage dieses Werkes gefunden hat, lassen es als gewiß erscheinen, daß man auch die zweite Auflage, von der bis jetzt die 1. Lieferung

Bozema sah zu Boden. „Es war kein Geld mehr im Haus,“ sprach sie leise.

„Deine Mutter muß aber stärkeren Wein haben, den stärksten, den es überhaupt giebt. Und natürlich, geschenkt nimmt man nichts.“ . . . Die Stimme und Ausdrucksweise des Arztes war ebenso kurz, rasch und rauh, wie seine Bewegungen.

„Keinen Kreuzer, so lang ich diese Hand rühren kann!“ versetzte sie mit finstern Ausdruck.

Der Doktor trat an das Bett heran und sah noch einmal nach der kranken Frau. Sie hatte sich wieder erholt, war aber zu schwach, um zu sprechen oder eine Bewegung zu machen. Er gab ihr noch einen Löffel voll Wein ein und in den rauhen Zügen des Arztes lag tiefe Theilnahme, als er in dies wachsbliche Gesicht, in diese stillen, faulsten, ergebnisvollen Augen blickte.

Dann trat er an den Tisch, riß ein Blatt aus seinem Notizbuche und schrieb etwas darauf. (Fortf. folgt.)

Drei alte Jungfern.

Roman von Detlef Stern.

(Fortsetzung.)

12. Kapitel.

Fräulein Betty hatte eine sehr ruhige, traumlose Nacht gehabt und erhob sich gegen 7 Uhr morgens mit völlig gestärkten Nerven. Es war nur der erste Schreck, der sie ein wenig erregt hatte; im übrigen griff sie der Verlust der Schwägerin nicht so sehr an. Diese war ihr nie sympathisch gewesen, und sie betrachtete den Tod derselben als eine Erlösung für ihren Bruder.

Sie kam in einem ungewöhnlich zierlichen Negligé in das Wohnzimmer hinab in der Hoffnung, den Doktor, den sie mit der ganzen Schwärmerei einer ältlichen Jungfrau verehrt, dort anzutreffen, und war etwas enttäuscht, als sie statt seiner nur Klara und ihre Nichte fand, beide in Thränen und Emma völlig fassunglos.

Es kam ihr in den Sinn, daß sie ihre Nichte ja noch gar nicht gesehen habe, und ein starkes Gefühl von Unbehagen beschlich sie bei dem Gedanken, daß sie derselben nothwendig einige Worte der Theilnahme sagen müsse. Sie näherte sich ihr zu diesem Zwecke und faßte ihre Hand, aber Emma zog die ihre schnell zurück, sah sie mit thränenüberströmten Augen an und sagte: „Du weißt es noch nicht, Tante; auch der Papa ist todt.“

„Was redest du da, Kind!“ rief Fräulein Betty, und griff nach einer Stuhllehne.

„Das ist ja gar nicht möglich.“

„Lassen Sie sich, Fräulein Paulsen,“ bat Klara, und zwang sie, sich zu setzen.

„Es ist leider so, wie Emma sagt. Ein heftiger Blutsturz“ — die Rothflüge wollte nicht recht über Klara's an Aufrichtigkeit gewöhnte Lippen, auch brauchte sie nicht weiter zu reden, denn Fräulein Betty lag schon mit halbgeschlossenen Augen im Lehnstuhl und stöhnte: „Das ist zuviel — ich werde ohnmächtig!“

Während Klara sich um sie bemühte, war Emma leise hinausgeschlichen. Sie konnte noch nicht glauben, was ihr soeben erst mit aller Schonung mitgetheilt war; sie mußte sich mit eigenen Augen überzeugen. Sie öffnete mit rascher

Hand das Sterbezimmer, in welchem eine Magd beschäftigt war, das Blut wegzuwaschen. Sie näherte sich mit lautlosen Schritten dem Bette der Eltern und starrte lautlos auf die beiden Leichen.

„Kommen Sie fort von hier, Fräulein,“ bat die Magd.

Emma schüttelte den Kopf. Sie trat näher zum Vater heran und faßte seine Hand. Dann beugte sie sich über das bleiche Antlitz, dem der Ausdruck von Gram und Sorge noch im Tode aufgeprägt war, und brückte einen Kuß auf die erstarrten Lippen. Als sie aufsaß, stand Reichardt neben ihr. Es lag ein ängstlich-sprechender Ausdruck in seinen Augen als auch er sagte: „Kommen Sie, Fräulein, was machen Sie hier so allein?“

„Ist mein Platz nicht hier?“ fragte Emma, und sah ihn vorwurfsvoll an.

„Freilich,“ entgegnete er, „nur möchte ich Sie bitten, nicht ohne Fräulein Waldow hier zu weilen. Wollen Sie mir das versprechen?“

Emma hob fragend die Augen zu ihm, aber sie senkte dieselben sogleich wieder und antwortete: „Wenn Sie es wünschen.“

Er nahm sie an der Hand und führte sie aus dem Zimmer. Die kleine weiche Hand zitterte in der seinen und namenloses Mitleid mit dem jungen, verwaisten Kinde überfam ihn. „Nur Muth und Gottvertrauen, liebe Emma,“ sagte er tröstend, „Fräulein Waldow und ich, wir werden Sie nicht verlassen; Sie sollen nicht ganz verwaist sein.“

„Nicht ganz verwaist!“ wiederholte Emma und eine rührende Zuvorsicht lag in dem Tone, mit welchem sie dies sagte.

Fräulein Paulsen hatte sich bereits erholt als der Doktor mit Emma in das Zimmer trat. Sie schlüchzte hinter dem vorgehaltenen Taschentuche und fragte: „Ist es denn wahr, Herr Doktor, ist es wirklich wahr?“ Und als Reichardt bejahte, schluchzte sie noch lauter. Dann begann sie eine Reihe von Fragen, welche ihr mit Rücksicht und Geduld beantwortet wurden, und endlich erklärte sie, daß sie zur Beschaffung der Trauerkleider in die Stadt müsse und erst zum Begräbnis wieder da sein könne. Der Doktor und Klara wechselten

herausgekommen ist, aufs freudigste begrüßen wird. Nach den bisherigen Ankündigungen soll auch die neue Ausgabe die alte an Umfang nicht wesentlich übertreffen: „acht, höchstens zehn Lieferungen“, von ca. 80 Seiten. Daß eine Neu-Ausgabe auch sachlich durchaus gerechtfertigt war, beweist die Kirchengeschichte der letzten sechs Jahre zu Genüge. Die Zusätze und Aenderungen haben die bisher an dem Werk so allgemein willkommene Objektivität durchaus bewahrt. Die Anordnung der Bezeichnung des Stoffes ist analog geblieben der der ersten Ausgabe. Die meisten Zusätze erstrecken sich, wie erforderlich, auf die theologischen Personalien und die literarische Arbeit bis 1888. Die 1. Lieferung reicht bis „Bonifacius“. Es ist kein Zweifel, daß, wie die alte Ausgabe seitens aller Parteien die günstigste Kritik erfuhr, auch das erneute Unternehmen mit Leichtigkeit den Weg finden wird in die Bücherchränke von Lehrenden und Lernenden, von Theologen und Laien.

* Die Erde in Karten und Bildern. Handatlas in 63 Karten, nebst 125 Bogen Text mit etwa 1000 Illustrationen. Vollständig in 50 Lieferungen. Groß-Folio-Format. 80 Bf. Auch in 5 Abtheilungen zu je 8 W., oder vollständig in Prachtband gebunden 50 W. (A. Hartlebens Verlag in Wien.) Von diesem prächtigen und nützlichen Werke sind jetzt die Schlußlieferungen erschienen und zeigt sich das Ganze als eine großartige literarisch-artistische, kartographische und typographische Leistung. Das in der Lieferungsangabe anonym erschienene Werk nennt nun als

Hauptverfasser des Textes Hrn. A. v. Schweiger-Lerchenfeld, welcher im Bunde mit hervorragenden Fachmännern eine gediegene Arbeit geliefert hat. Das Wesen und der Vorzug des Werkes „Die Erde in Karten und Bildern“ beruht darauf, daß die 63 großen und schönen Kartenblätter in den Text derart eingestreut sind, daß beim Nachschlagen die gewünschte Aufklärung sofort im Texte und auf der betreffenden Karte, und in dritter Linie auch mit Zuhilfenahme der bildlichen Darstellung erfolgen kann. Im Besonderen ist es Zeitungsletern, Politikern, Lernenden und Lehrenden, Studienanstalten, Bibliotheken und außerdem jedem Freunde der Erdkunde zu empfehlen, umso mehr, da in unserer Zeit fast jeder Tag überseetische Ereignisse, politische Verwickelungen, Kolonialangelegenheiten u. auf die Bildfläche bringt.

* Im Verlage der Akademischen Verlagsbuchhandlung von J. C. W. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B. erscheint soeben in Lieferungen ein Wörterbuch des Deutschen Verwaltungsrechts. In Verbindung mit vielen Gelehrten und höheren Beamten herausgegeben von D. Karl Frhm. v. Stengel, Prof. an der Universität Breslau. An dem Unternehmen wirkt eine große Anzahl hochgestellter Praktiker mit. Dasselbe ist keineswegs ausschließlich für Beamte und Behörden, sondern auch für jeden Staatsbürger bestimmt, der sich über die wichtigsten Fragen des öffentlichen Lebens rasch orientiren und ein zuverlässiges Nachschlagewerk zu täglicher Benutzung auf dem Schreibtisch haben will.

einen Blick der Befriedigung, und ersterer sagte, daß er den Wagen für sie bestellen wolle, während er sein Pferd satteln lasse. Eine Aufforderung Klara's, mit ihr das Sterbezimmer zu besuchen, wies Fräulein Paulsen entsetzt zurück; sie könne keine Leichen sehen, es würde sie völlig niederwerfen, und sie habe jetzt alle ihre schwachen Kräfte so nötig. Mit ungewöhnlicher Eile betrieb sie die Abfahrt, und eine halbe Stunde später war sie auf dem Wege zur Stadt, Reichardt auf dem Wege zum Pastor Moser.

Der Beerdigungstag brach an. Klara hatte alles feierlich vorbereitet, und war nur noch um das rechtzeitige Eintreffen der Trauerkleider besorgt. Wie leicht konnten Tante Betty's Nerven sich zur ungeeigneten Zeit bemerklich machen und sie am Kommen verhindern? Stunde um Stunde verrann; schon waren einige zur Folge herbeigekommene Nachbarn in der guten Stube versammelt und unterhielten sich halbblut mit dem Administrator, welchen der Gutseigentümer, ein reicher Edelmann, sogleich auf die Anzeige vom Tode seines Pächters hinausgeschickt hatte; aber noch immer kam der Wagen nicht, den man für Fräulein Paulsen in die Stadt geschickt hatte. Endlich hörte Klara das Rasseln eines Gefährtes; sie spähte zum Fenster hinaus: es war der wohlbekannte kleine Korbwagen, beladen mit einem mächtigen Kleiderkorbe, hinter welchem die auf dem Hintersitze befindliche Person gänzlich verschwand.

Klara eilte der Kommenden entgegen und war nicht wenig erstaunt, statt Fräulein Paulsen ihre Freundin Charlotte zu erblicken, die sich in ein phantastisches Trauergewand gehüllt hatte, dem ein alter in die kühnste Form zu rechtgebogener Krepphut als Gipselpunkt diente.

„Du bist erstaunt, mich hier zu sehen statt Fräulein Betty,“ sagte sie in ihrer kurzen, energischen Weise, „aber danke Gott, daß ich zur Hand war. Sie ist ja wieder in allen Zuständen, und hat den Doktor rufen lassen, der dann wieder mich rufen ließ, und so ist noch glücklich alles fertig geworden.“

„So wird Betty gar nicht kommen?“

„Wo denkst du hin, sie liegt bis über die Ohren im Bett.“

Klara schüttelte den Kopf und ließ den Kleiderkorb auf ihr Zimmer bringen, wo Emma mit thränenstarken Augen saß und die letzten Blumen zu einer langen Guirlande fügte, die die Särge umgeben sollte.

Fräulein Weber sagte dem jungen Mädchen einige salbungsvolle Trostesworte, aus Bibelprüchen zusammengesetzt, von denen sie eine passende Anzahl für vorkommende Gelegenheiten in ihrem Kopfe aufgespeichert hatte, und half dann mit rascher und geschickter Hand bei Anlegung der Traueranzüge. Raum war dies geschehen, als aufs neue Wagen rasselten, und nun eilte Klara, die Ankommenden zu empfangen.

Da war zunächst Pastor Moser, welcher sich zu Emma hinaufbegab, dann der Besizer des Gutes, den Klara zu den schon Versammelten in die gute Stube führte, und zuletzt Reichardt mit Herrn Mathias Schumann. Herr Mathias trug einen ganz neuen schwarzen Anzug, hatte einen Flor mit flatternden Enden um den Armel seines Ueberziehers geschlungen und einen Cylinderhut mit breitem Krepp auf dem Kopfe, wogegen die rothe Perrücke so seltsam abstach, daß Klara trotz der ersten Stimmung, in welcher sie sich befand, unwillkürlich lächelte und sich wunderte, weshalb Herr Schumann nicht auch eine schwarze Perrücke aufgesetzt habe. Herr Mathias war in höchst feierlicher Stimmung; er preßte Klara's Hand stumm, aber mit Nachdruck, während Reichardt sie herzlich begrüßte und sich ihr als den ersten Vormund Emma's vorstellte.

„Ich habe mich selbst dazu vorgeschlagen,“ sagte er, „weil ich wußte, daß es Sie freuen würde; Herr Schumann ist mir als Witvormund vom Gericht bestellt, und somit hoffe ich, daß Ihr Liebling gut berathen sein wird.“

„O, aufs beste,“ rief Klara, und warf dem Doktor einen dankbaren Blick zu, worauf Herr Mathias im Vollgefühl seiner vortheilhaften Absichten sich stumm verbeugte und die Hand mit den neuen schwarzen Glacee's auf das Herz preßte.

Wieder kam ein Wagen und brachte den Kommerzienrath nebst einem der geachtetsten Rechtsanwälte der Stadt. Beide fragten sogleich nach dem Gutsheeren und waren bald in eifrigem Gespräche mit demselben, welches erst durch den Beginn der Trauerzeremonie unterbrochen wurde.

Man begab sich in das Zimmer, in welchem die Särge

aufgehahrt waren, und hier hielt der Pastor eine ergreifende Rede, welche sich weniger auf die Gestorbenen, als auf das einzige zurückgebliebene Kind derselben bezog, welches ohne liebende Verwandte, nur von wenigen Freunden umgeben, diesen Verlust beweine. Alle Herzen fühlten sich von Mitleid geschwellt und kein Auge war trocken, als nach Schluß der Rede einer der Anwesenden nach dem andern auf die kleine schlanke Gestalt in den schwarzen Trauerkleidern und mit dem thränenüberströmten Gesicht zuging, um ihr in aufrichtigem Beileid die Hand zu reichen. Herr Mathias war so gerührt, daß ihm die hellen Thränen über die runden, rothen Waden liefen, welche er mit einem von einem breiten Trauerrande umsäumten Taschentuche trocknete.

Nachdem die Beerdigung auf dem Kirchhofe des Pfarrdorfes stattgefunden, zerstreute sich das Gefolge und nur einige der Herren kehrten nach Grenwitz zurück; unter diesen befanden sich der Gutsheer, der Kommerzienrath, der Anwalt, Reichardt und Herr Schumann. Sie hatten Wichtiges mit einander zu besprechen und blieben eine Stunde lang im Wohnzimmer beisammen. Dann kamen Gerichtspersonen aus der Stadt und entsiegelten den Nachlaß. Eine Durchsicht der sich vorfindenden Papiere begann und es entstand eine abermalige eifrige Besprechung. Nach Beschluß derselben fuhrn der Kommerzienrath, der Gutsheer, der Anwalt und die Gerichtspersonen unter Mitnahme der Papiere davon und nur die beiden Vormünder blieben zurück.

„So schlimm habe ich mir die Sache doch nicht gedacht,“ sagte Herr Mathias nach einer kleinen Pause. „Das Kind wird keinen rothen Heller behalten, wenn die Schulden getilgt sind.“

„Ja, wenn nur die Schulden getilgt werden können!“ entgegnete Reichardt nachdenklich. „Ich fürchte, der Nachlaß muß in Konkurs erklärt werden.“

„Warum nicht gar!“ rief Herr Mathias. „Die Hauptgläubigerin ist ja die eigene Schwester. Ihre Wechsel sind die ältesten und gehen allen anderen vor.“

„Und Sie denken, daß Fräulein Paulsen ihr ganzes Vermögen, dreißigtausend Mark, opfern soll, um die anderen zu befriedigen?“

„Nun, sie wird doch den Namen ihres Bruders nicht noch im Tode in Unehre gerathen lassen?“

„Aber, bester Freund, wovon soll sie denn existiren?“

„Hm, hm,“ brummte Herr Mathias.

„Sie ist schon jetzt krank, weniger betroffen von dem Trauerfalle als von dem lästigen Drängen einiger Handwerker, die sie sogleich mit unbezahlten Rechnungen ihres Bruders überlaufen haben. Ich weiß nicht, wie sie es vertragen wird, wenn sie erst einen vollen Einblick in die schlechten Verhältnisse gewinnt, der ihr doch in keinem Falle erspart werden kann.“

„Und das Kind, das arme Kind! Wenn wir das schonen könnten,“ meinte Herr Mathias mitleidig.

Jetzt steckte Klara den Kopf zur Thür hinein. Reichardt winkte ihr lebhaft, näher zu kommen, wehte sie schnell in die Verhältnisse ein und bat um ihren Rath.

Sie war sehr bestimmet um das, was sie hörte, meinte indeß, daß es am besten sei, Emma die volle Wahrheit zu sagen. „Sie wird diesen Schlag besser ertragen als den vorhergehenden, und derselbe wird sie aus unthätigem Hintertreiben zu energischem Handeln wecken, da sie jetzt für ihre Existenz zu sorgen hat,“ bemerkte sie.

Herr Mathias räusperte sich verlegen, zapfte an seinen schwarzen Handschuhen und sagte endlich: „Es dürfte sich ein Mann finden, der das arme Kind durch eine Heirath jeder Sorge für die Existenz überhöbe. Derselbe würde in günstigem Falle auch die Tante in sein Haus nehmen, sodaß auch diese für die Zukunft gesichert wäre.“

Hier entstand eine Pause.

Der Doktor und Klara sahen einander an und der erstere konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, als er fragte: „Und dieser Mann, wo finden wir ihn?“

Herr Mathias rieb sich das glattrasirte Kinn, strich sich mehrere male über seine rothe Perrücke und antwortete mit einiger Anstrengung: „Er sitzt vor Ihnen.“

Dann lehnte er sich tief in seinen Stuhl zurück und beobachtete mit ängstlichen Augen die Wirkung, welche diese Mittheilung auf die beiden Zuhörer machen würde. Er hatte gefürchtet, dieselbe werde ungefähr den Eindruck eines Pistolens-

schuffes ausüben, und fühlte sich plötzlich erleichtert, als er sah, daß weder Klara noch der Doktor sehr erschrocken waren.

„Das wäre in der That eine schnelle Lösung der immerhin schwierigen Existenzfrage,“ meinte Reichhardt, „und ich habe dabei nur ein Bedenken, den großen Altersunterschied! Haben Sie alles wohl überlegt, lieber Herr Schumann, und lassen Sie sich nicht durch augenblickliches Mitleid zu einem Anerbieten bewegen, welches in der Folge verhängnißvoll für Sie werden könnte?“

„Ich habe alles überlegt,“ entgegnete Herr Schumann mit einem Zusammenziehen der Augenbrauen, „und ich glaube im Herzen noch jung genug zu sein, um eine jüngere Frau befruchtigen zu können.“

Klara schüttelte nachdenklich den Kopf: „Vor allem wäre doch Emma's Meinung zu hören.“

„Ich bitte Sie, Fräulein Waldow, dieselbe zu erforschen!“ sagte Herr Mathias. „Doch zweifle ich nicht, daß Emma die sichere Zukunft an der Hand eines wohlhabenden, wenn auch älteren Mannes der sehr unsicheren, auf ihre eigenen Kräfte gestellten vorziehen wird.“

Klara schwieg. Es wollte ihr fast ein Unrecht erscheinen, das junge Mädchen in diesem Augenblicke der Verjüngung einer solchen Wahl gegenüberzustellen. „Lassen Sie die Arme ein wenig zu sich selbst kommen,“ bat sie. „Verschieben wir die Mittheilung Ihres freundlichen Vorschlages noch eine Weile.“

„Ganz nach Ihrem Ermeßen, Fräulein Waldow! Ich überlasse es Ihnen, den geeigneten Zeitpunkt wahrzunehmen; nur erlaube ich mir zu bemerken, daß der doppelte Verlust der Eltern und des Vermögens vielleicht etwas erträglicher würde durch die Mittheilung meines ernstgemeinten Vorschlages — jedoch, wie Sie wollen, wie Sie wollen.“

Mit diesen Worten erhob sich Herr Mathias, knöpfte sorgfältig die schwarzen Handschuhe zu, nahm seinen Hut und empfahl sich. Reichhardt folgte ihm mit den Worten: „Hoffentlich sehen wir Sie bald in der Stadt.“

Als beide Herren schon im Wagen saßen, kam eiligst eine kleine, schwarze Gestalt die Treppe hinab und rief: „Nehmen Sie mich mit, nehmen Sie mich mit, meine Herren! Adieu, liebe Klara, ich habe so lange an dem Kinde herumgetröstet, aber es ist nichts mit ihm anzufangen. Ich überlasse es nun dir — dringende Pflichten rufen mich!“

Es war Fräulein Weber, die unter fortwährendem Reden zu den Herren auf den Wagen kletterte, und welche, als die

Pferde plötzlich anzogen, mit einem unsanften Ruck an Herrn Schumanns breite Brust flog, was diesen zu einem grimmiigen Kächeln zwang. Sein Gesicht wurde nicht freundlicher, als sie sich neben ihn eingezwängt hatte und mit großer Zungenfertigkeit fortfuhr, über Emma, deren Trostlosigkeit und nächste Ausichten zu sprechen, welche sie, ohne noch vom eigentlichen Sachverhalt unterrichtet zu sein, für keine glänzenden hielt.

„Sie wird sicher keine genügenden Subsistenzmittel haben,“ sagte sie, „denn, wie ich höre, hinterläßt Herr Paulsen überall Schulden; auch Pastor Moser hat eine verjährte Forderung an ihn. Was soll da aus ihr werden? Eine Erziehlerin? Dazu müßte sie noch lange studiren, denn ohne Examen geht es heutzutage nicht mehr. Eine Stütze der Hausfrau? Du lieber Himmel, es laufen deren so unendlich viele herum, daß man das ganze Universum damit füllen könnte und noch welche in Reserve behielte! Ich habe ihr vorge schlagen, nach Stift Velleken zu gehen und sich dort als Diakonissin ausbilden zu lassen!“

Sie sah dabei triumphirend auf die beiden Herren, als wolle sie fragen: „Habe ich nicht wieder das einzig Richtige getroffen?“ Aber Reichhardt sah gleichgiltig zum Wagen hinaus, und Herr Mathias nahm eine so wüthende Miene an, als wolle er die Sprecherin verschlingen.

„Und dazu, denken Sie, würden wir Vormünder unsere Einwilligung geben?“ brach er los. „So lange ich ein Wort mitzusprechen habe, soll das Kind keine Diakonissin werden! Das junge, fröhliche Kind! Nein, wenn das Vögeli ausgetrauert hat, da soll es sein Leben genießen, da soll es munter herumflattern, wohin es will, und soll allen alten Tanten ein Schnippen schlagen. Das merken Sie sich, Fräulein Charlotte, und quälen Sie Ihr wohlthätiges Gehirn ja nicht mit Zukunftsprojekten für die Kleine!“

„I bewahre, Onkel Mathias, welch eine Erntase! Sie wären imstande, das Kind zu adoptiren!“ rief Fräulein Weber halb beleidigt, halb verwundert.

„Was ich zu thun imstande wäre, kümmert keinen Menschen etwas. Ich bin Gott sei Dank von niemandem abhängig,“ brummte Herr Schumann.

Nun schlug sich Reichhardt ins Mittel und begann eine Unterhaltung über gleichgiltige Gegenstände, die so lange vorhielt, bis die kleine Gesellschaft in der Stadt angelangt war.

(Fortf. folgt.)

Land- und Hauswirthschaft.

Maltose und Dextrose.

Von D' B. Degener.

Außer der Rübe, die uns mit einem der Süßstoffe beschenkt, den wir unter der allgemeinen Bezeichnung Zucker zusammenfassen, ist es bekanntlich in erster Linie die Kartoffel, deren Stärkemehlgehalt sich, nach geeigneter chemischer Behandlung, zur Darstellung eines Zuckers eignet, der nach seinem Ursprunge einfach „Stärke- oder Kartoffelzucker“ genannt wurde, obwohl er nebenher noch viele andere Namen führt.

Diese Bezeichnungen hatten ihre Berechtigung, so lange nur ein Verfahren zur Verzuckerung der Stärke angewendet wurde: Die Behandlung mit Säure, nachdem jene verkleistert war.

Dem Chemiker und Physiologen war es zwar längst bekannt, daß es noch einen anderen Verzuckerungsprozeß der Stärke gäbe, dessen Resultat von dem „Kartoffelzucker oder Stärkezucker“ schlechtweg durchaus verschieden sei. Hombel und Gewerbe jedoch kümmerten sich bis vor kurzem um diesen Unterschied nicht und jetzt noch sind die genannten Trivialbezeichnungen bei der weitaus größten Zahl der Interessenten die allgemein üblichen.

Dennoch sind sie gegenüber den Anfängen einer neuen Industrie, die allmählig beginnt, die Aufmerksamkeit der Konsumenten auf sich zu ziehen, jetzt als durchaus falsch zu bezeichnen. Der Handel weiß seit einiger Zeit eine zweite Art Stärke resp. Kartoffelzucker auf, dessen Eigenschaften ihn unzweifelhaft befähigen, in vielen Fällen anstelle anderer Zuckerarten gebraucht zu werden.

Diese andere Zuckerart ist die Maltose.

Man weiß, wie verschieden die Produkte, welche man durch

Vergärung von Zuckerrohrmelasse erhält, von denen sich, welche aus Rübenmelasse durch den gleichen Prozeß entstehen.

Die Ursache liegt hier einerseits in dem geringern Gehalt der erstgenannten Melasse an organischen Stoffen gegenüber der letzteren und der theilweise abweichenden Zusammenetzung letzterer.

Andererseits aber darin, daß die Zuckerrohrmelasse auch nicht qualitativ solche Stoffe enthält, wie sie aus den Nichtzuckerbestandtheilen wie dem Zucker der Rüben entstehen, wenn dieselben der intensiven Einwirkung des zur Reinigung der Rübensäfte dienenden Alkalkes bei hoher Temperatur und Luftzutritt ausgesetzt gewesen sind.

Ganz analoge, wenn auch natürlich nicht identische Ursachen sind es, welche in gleicher Weise die rothe Dextrose von der rohen Maltose unterscheiden lassen.

Bei einer früheren Versuchsreihe hatte ich eine Anzahl Biere zu untersuchen, von denen einigen — besonders bairischen — es fest stand, daß zu ihrer Darstellung Dextrose nicht verwendet sein konnte, während bei andern zwar nicht die Gewißheit, aber doch große Wahrscheinlichkeit vorhanden war, daß man bei ihrer Bereitung einen Theil des Malzes durch jenen Zucker ersetzt hatte.

Auffallend war mir, daß die sehr sorgfältig gekühlten, bei möglichst niedriger Temperatur im Vacuum dargestellten Destillate einzelner jener Biere, darunter die bairischen, einen angenehmen, die gewisser anderer Biere einen höchst fatalen, fiesigen Geruch hatten.

Ich weiß hierfür keine plausiblere Erklärung anzugeben, als daß für die letzte Kategorie unreiner Kartoffelzucker Verwendung

gefunden, und es war gerade diese Beobachtung, welche es mir als wahrscheinlich erscheinen ließ, daß die Beimengungen roher Dextrose nicht allein unvergohren wenig angenehm seien, sondern ebenso vergohren. Jedenfalls scheint die rohe Maltose nach beiden Richtungen den Vorzug vor der rohen Dextrose zu verdienen.

Es wird zur Darstellung der ersten weder eine starke Säure noch Base verwendet, sondern die milde Einwirkung der Diastase ist es, welche ganz analog dem Maisprozeß bei der Bierbereitung, oder der Umwandlung der Stärke im Magen, die Entstehung des Zuckers und des Maltodextrins bewirkt. Keinerlei üble Gerüche treten hier auf, und ein Bier, welches mit Maltose anstelle von Malz hergestellt ist, muß ebenso frei wie dieses von fäuligen Beimengungen sein.

Wenn man daher glaubt, Grund zu haben: gegen die Verwendung roher Dextrose zum direkten Genuß und noch mehr zur Darstellung alkoholischer Getränke einzuschreiten, so giebt dies noch keine Veranlassung, die etwa zu ergreifenden Maßregeln auch auf die rohe Maltose auszu dehnen. Bei der jedenfalls erforderlichen Prüfung dieser Frage wird sich sicher die vollkommene Unschädlichkeit derselben herausstellen.

Noch günstiger aber muß sich das Urtheil über die rohe Maltose gestalten, wenn man berücksichtigt, daß sie in der That den größten Theil des Stickstoffgehaltes des zu ihrer Darstellung verwendeten Malzes enthält. Sie erhält dadurch den Charakter eines Nahrungsmittels von hohem Werth, besonders für Kinder, rein oder etwa mit Milch zusammen kondensirt. Sie ist eben dadurch weiterhin ganz hervorragend zur Darstellung eines dem Bier äquivalenten Getränkes geeignet, indem es den zur Ernährung der Hefe notwendigen Stickstoff sammt des erforderlichen Salzes enthält, und — wodurch sie sich besonders vortheilhaft von der reinen Maltose unterscheidet — einen je nach der Darstellung mehr oder weniger großen Gehalt an Maltodextrin aufweist, der ja durchaus für die Bierdarstellung notwendig ist, um dem Produkt die erwünschte „Vollmundigkeit“ zu verleihen.

Wenn es den vereinigten Bestrebungen von Wissenschaft und Praxis gelingt, ein Getränk, zu dessen Bereitung wir im wesentlichen noch desselben Rezeptes uns bedienen, welches die alten Ägypter und Ägypter angewendet haben mögen, in derselben Qualität, und einige Manipulationen unwesentlicher Natur abgerechnet, in derselben Weise weit billiger darzustellen, als es bisher möglich war, so wäre es durchaus verwerflich, wollte man dem Volke die dadurch ermöglichten Vortheile entziehen.

Würde man ein Bier verbieten, welches derart bereitet würde, daß man aus dem Gerstenmalz erst die Stärke isolirte, dieselbe dann verkleinerte und demnachst mit dem diastasehaltigen Auszug desselben Malzes vorzutreten? Gewiß nicht!

Wenn man nun anstelle des Gemisch ganz äquivalenten Stärkeformes der Gerste das der Kartoffel, des Mais, des Reis nimmt, sonst aber ebenso verfährt, das heißt mit Diastase (deren Verzückerungsvermögen ja keineswegs durch den Stärkegehalt der Gerste erschöpft ist) die Stärke verflüssigt; wo liegt da ein Moment, welches das Verbot einer solchen Prozedur rechtfertigen könnte?

Natürlich soll damit nicht einer Gleichstellung beider Produkte, von denen das eine immerhin einen etwas höhern Stickstoff- und Salzgehalt haben mag, bezüglich ihres Geldwerthes das Wort geredet werden!

Ein Brauer, der ein mittels der viel billigeren rohen Maltose hergestelltes Bier mit demselben Preise zur Anrechnung bringen wollte, wie ein durch alleinige Anwendung von Malz erzeugtes Getränk, würde ebenso sehr den berechtigten Vortheil des Publikums gegenüber dem feinnigen aus den Augen sehen, als wenn er ein Dextrosebier anstelle eines Malzbieres verkaufen wollte.

Es wäre vielmehr zu wünschen, daß bei einer etwaigen Regelung dieser Verhältnisse es gesetzliche Vorschrift würde, solches Bier, welches mit Hilfe von Surrogaten anstelle des Malzes, also in erster Linie von roher Maltose gebraut wird, auch in der Bezeichnung (etwa „Maltosebier“) als solches zu kennzeichnen.

Haben sich künstliche Dingenmittel eingebürgert, findet Schokolade mit Stärke- oder Mehlsatz ihre Käufer, hat Kunstbutter ihren Markt, trinkt man Kautowowitsches Fabrikat anstatt echten Benediktiners: warum soll nicht das Publikum, und besonders das weniger begüterte, sich an ein „Maltosebier“ gewöhnen, das vielleicht um 30 Proz. und mehr billiger hergestellt werden kann und unserm unverfälschten Bier an Be-

kömmlichkeit und Reinheit, sowie Wohlgeschmack nicht nachsteht, sehr viele „Biere“ aber in dieser Beziehung übertreffen wird? Ist nicht zu hoffen, daß dadurch dem enternemern Schnaps ein vernichtender Konkurrent entsetzt wird, ohne daß der Staat an Steuerertragniß eine Einbuße erleidet?

Ähnliches, wie hier für die Verwendung der Maltose zur Fabrikation von Bier entwickelt wurde, gilt für die Anwendung in der Weinindustrie. Ohne Zweifel verdient auch hier die rohe Maltose — der Maltosejhrup — aus demselben Zwecke den Vorzug vor der unreinen Dextrose. Sie empfiehlt sich ihm gegenüber noch besonders wegen ihres geringern Dextrin-gehaltes. Rohrzucker wird der rohen Maltose gegenüber wegen des wesentlich höheren Preises schwerer aufkommen; dazu gesellt sich die leichtere Vergährbarkeit der Maltose, ihr Gehalt an Eiweißstoffen, ihr angenehmes aromatisches Geschmak.

Weiterhin kann die rohe Maltose ein Absatzgebiet überall da finden, wo die Dextrose ein solches bereits hat: Viqueur, Kanditen-, Kunsthonigfabrikation, Bäckerei u. a. m. Fast überall wird der geringe Dextrin-gehalt und der Gehalt an Eiweißstoffen sie besonders empfehlen.

(Wir wollen bei dieser Gelegenheit darauf hinweisen, daß die Vertretung der Deutschen Maltose-Aktiengesellschaft in Wülheim a. Rh. für das Königreich und die Provinz Sachsen Herr L. Dechant in Halle übertragen worden ist und daß die Maltosefabrikate durch diese Firma bezogen werden können.)

Die Konservirung der Schindeldächer.

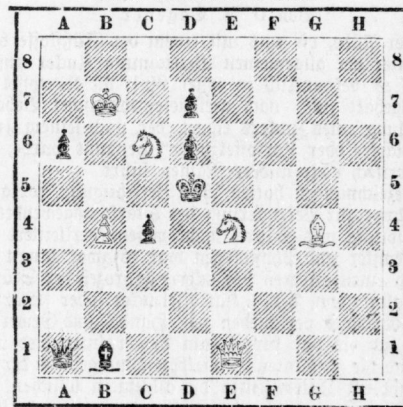
Der einfachste und billigste dem Zwecke der Konservirung entsprechende Anstrich von Holzdächern ist und bleibt die Kalkmilch. Die Schindeln zc. sollen vor dem Aufnageln zwei bis drei Tage in dünner Kalkmilch, die hin und wieder angerührt werden muß, liegen bleiben, dadurch werden sie vollständig wasserfest und widerstandsfähig gegen Witterungseinflüsse, ja selbst gegen Feuer gehärtet. Denn der in die Poren aufgenommene Kalk erhärtet durch Aufnahme von Kohlenäure aus der Luft und dem Regenwasser und macht dadurch die Schindeln hart und unverbrennbar. Die Methode ist sehr einfach: Die Schindeln werden in Gebänden (so wie die Herausnahme zu unständig sein) aufrecht in mit Kalkmilch gefüllte Kästen gestellt. Die Kästen müssen so voll erhalten werden, daß die Gebände ganz und gar damit bedeckt sind. Nach zwei bis drei Tagen werden dieselben herausgenommen und zum Abtropfen auf Stangen gestellt; nach oberflächlicher Abtrocknung an der Sonne können dieselben verarbeitet werden. Bei längerer Aufbewahrung vor der Verwendung ist es besser, wenn die imprägnirten Schindeln vorher getrocknet werden und unter Schuppen stehen, damit der Regen den anhaftenden Kalk nicht wieder auswäscht. Auf dem Dache sind ja die Schindeln schnell vollständig trocken. Je trockener die Schindeln vor der Imprägnirung, desto dauerhafter wird das mit solchen Schindeln hergestellte Dach sein.

Schach.

Bearbeitet von E. Schallopp.

Aufgabe Nr. 336.

Von H. Stabenow in Berlin.



(6+7.)

Weiß zieht an und setzt im 2. Zuge matt.

Partie Nr. 230.

Ge spielt im Jubiläumsturnier der Schachgesellschaft Augusten zu Leipzig im Dezember 1888.

Unregelmäßige Eröffnung.

Dr. Laxraich. W. Paulsen.
 1. f2-f4 d7-d5
 Dies ist wohl die beste Entgegnung.
 Nach e7-e5 2. f4-e5 d7-d6 (log. Trom's Gambit) kommt in Betracht.
 2. Sg1-f3 Sbs-c6
 Ungeüblich. Man dhigt in Eröffnungen dieser Art e7-e5 zu ziehen.
 3. e2-e3 e7-e5
 4. Lf1-b5 Lfs-d6
 5. e2-c4
 Dieses durch den vorigen Zug eingeleitete Manöver ist nicht zu empfehlen.
 Schwarz erhält zwar schlechte Bauern, aber eine gute Angriffsstellung.
 6. Lh5-c6+ b7-c6+
 7. Dd1-a4 Sg8-e7
 8. Da4-c4 a7-a5+
 Hierdurch sichert sich Schwarz den Zug Les-a6, der das weiße Spiel lahm legt.
 9. d2-d4
 Mangelhaft wäre 9. d2-d3 wegen Les-a6 nicht La6-d3!
 10. ... Le8-a6
 11. De4-e2 O-O
 12. Sf3-g5 g7-g6
 13. Sd2-e4 Sd5-b4
 14. De2-d2 Sb4-d3+
 15. Ke1-d1 h7-h6
 16. Sg5-f3 f7-f5
 17. Se4-d6
 Wir würden 17. Se4-f2 vorziehen.
 Schwarz erhält jetzt nicht nur den Angriff sondern sogar die bessere Bauernstellung.
 17. ... e7-d6;
 18. Sf3-e1 Sd3-b4
 19. Dd2-f2 c6-e5
 20. a2-a3 Sb4-d5
 21. Df2-g3 Kgs-h7
 22. Se1-f3 Dd8-b6
 23. Kd1-e1
 Falls 23. Sf3-d2 (um das Schach auf b3 zu verhindern), so e5-d4: mit gleichfalls entscheidendem Angriff.
 23. ... Sd5-e3;
 Hübsch und sehr häufig. Nimmt Weiß den Sprung, so folgt Db6-b2: mit Mattdrohung auf e2.
 24. Sf3-g5+ Lg6-g5;
 25. Dg3-e3: e5-d4;
 26. De3-d2
 Falls 26. De3-h3+ Kh7-g7
 27. f4-g5; so Tfs-h8 nebst Tas-c8 c.
 26. ... e6-e5
 27. f4-e5: Tfs-e8
 Wieder ein sehr hübsches Manöver zur Verjüngung des Angriffs.
 28. b2-b4 Tes-e5+
 29. Ke1-d1 Db6-c6
 Wenn jetzt 30. a3-a4, so Te8-e2 und gewinnt.
 30. Dd2-g5:
 Schwarz geht in 2 Zügen matt. (Durch 30. ... Dc6-a4+ 31. Kd1-d2 Tes-e2+.)

Endspiel Nr. 41.

Schluss einer von Dr. E. Flechsig (Weiß) ohne Anstich des Brettes gepielten Partie.



(12+11.)
Weiß zieht an und setzt in spätestens 4 Zügen matt.

Kleine Mittheilungen.

Im Turnier der Berliner Schachgesellschaft verlor am 18. Jan. Rembe gegen Schallopp, während Keidanski gegen Heyde gewann; am 22. Jan. verlor Ahthausen gegen Caro. Damit hat das Turnier folgenden Stand erreicht:

Namen der Teilnehmer.	Ahthausen	Caro	Heyde	Holländer	Süßen	Keidanski	Rembe	Schallopp	v. Schewe	Seufert	Gewonnen	Verloren	Was jetzt gespielt	Noch zu spielen
Ahthausen	0	1	1	1	1	1	0	0	0	0	2	4	6	3
Caro	1	0	1	1/2	1	0	0	1/2	1/2	1/2	4 1/2	5	7	6
Heyde	0	1	0	0	0	0	0	0	0	0	2	5	6	3
Holländer	0	0	0	1/2	1	1	0	1	0	1	3 1/2	6	7	6
Süßen	1/2	1	1/2	0	0	1	1	1/2	1/2	1/2	4 1/2	5 1/2	6	5
Keidanski	0	0	1	0	0	0	0	0	0	0	2	4	6	3
Rembe	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	2	4	6	3
Schallopp	1	1	1	0	1/2	1	1	0	1	1	5 1/2	1 1/2	7	7
v. Schewe	1	1/2	1	1	1	1	0	1	1	1	5 1/2	1 1/2	7	7
Seufert	1	1/2	1	0	0	0	0	0	0	0	1 1/2	3 1/2	5	4

Für die Redaktion verantwortlich: J. S.: Dr. A. Borst in Halle.

Räthsel.

Charade.

Von W. S.

Es kam ein Ritter an den Rhein
 Vom Elsh her gezogen.
 „De Fährmann, Fährmann, nimm mich ein,
 Es geh'n so hoch die Wogen!“
 Der Alle brummt was in den Bart
 Von plumpen deutschen Wichten.
 „Reinthalb! Doch habt Ihr für die Fahrt
 Die Erke zu entrichten.“

Da zümt der Ritter hell und spricht:
 „Der Rhein ist deutsch, mein Lieber,
 Und drum den Erken zahl' ich nicht, —
 Ein schwinne ich fed hinüber.“
 „Glück an!“ fällt grüniend Gener ein,
 Weißt auf des Stromes Breite,
 Dort oben soll genauen sein
 Vor langer Zeit die Breite.“
 „Wohl!“ ruft der Ritter kühn, „es sei!“
 Und auf dem Bloß, dem guten,
 Stürzt er sich Silbe Eins und freit
 In die empörten Fluthen.
 Und er entkommt durch Gottes Gut
 Dem wilden Wellentanze
 Und reitet froh und wohlgenuth
 Ins alte, deutsche Gange.

Zülräthsel.

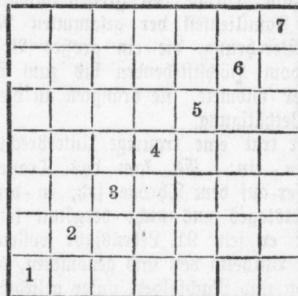
Von —.

Die Punkte sollen durch Buchstaben ersetzt werden, sodas acht Wörter entstehen, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen die Namen eines großen Staatsmannes und eines seiner Gegner ergeben. Die acht Worte bedeuten, oder in anderer Reihenfolge: männlicher Vorname, weiblicher Vorname, Züchtigungsmittel, Herrscher, weiblicher Vorname, verbodener preussischer Staatsmann, Körpertheil, französischer Nordbrenner.

Diagonalräthsel.

Von B. in Halle.

In die Felder des nachstehenden Quadrates lassen sich 49 Buchstaben und zwar 5 a, 1 b, 4 c, 4 d, 5 e, 1 f, 1 g, 2 h, 4 i, 1 k, 4 l, 2 m, 3 n, 6 r, 1 s, 1 t, 1 u, 3 w, so eintragen, das sie von oben nach unten ergeben: 1. eine politische Partei, 2. einen päpstlichen Primas aus der Zeit des Kulturkampfes, 3. den letzten Kurfürsten von Mainz und Erzbischof des Deutschen Reiches, 4. eine Verurtheilung auf dem Gebiete der inneren Mission aus diesem Jahrhundert, 5. ein deutsches Fürstenthum, 6. einen männlichen Vornamen, 7. den ursprünglichen Namen eines Heiligen.



Liegt man jodann die Buchstaben in der Richtung der eingetragenen Zahlen, so ergibt sich ein Name, der zum heutigen Tage in enger Beziehung steht.

Auflösungen folgen in nächster Nummer.

Auflösungen der Räthsel in voriger Nummer:

Der Charade: Fausthandschuh.
 Des Diamanträthsel:

a u e l
 o r g u e l
 k a r l s t a d l i k
 a l t k a t h o l i k
 a u g u s t e a n d e r
 w u e r t e m b e r g
 d i s c a n t u s
 s p a n i e n
 I y d i a
 o e l
 r

Des Buchstabenrebus: Nichts ist größer als Gott, Er ist größer als Alles, Er ist über Allem.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

